

da ist noch der lange, traurige Bache, ein verabschiedeter Schauspieler der Comédie, ein Sonderling mit Musik im Leibe, der auch Medizin studiert hat, ein ernster Narr, der, irgendwo zum Diner eingeladen, sich mit einem scharfen Küchenmesser bewaffnet, weil es nirgend Messer gebe, mit denen man tranchieren könne. Für ihn erfindet Offenbach die Rolle des John Styx, des Dieners in Plutos höllischer Wohnung, und „Si j'étais roi de Béotie“, das Schlafcouplet des Siegellackrotten.

Der „Orpheus“ ist Offenbachs entscheidende Frage an die Zukunft. Er hat zwei Akte, noch nicht vier. Die Premiere ist eine Niederlage. Von den Morgenstunden ab wird täglich nachgeprobt, geflickt, erweitert. Die Kassenbilanz bessert sich, die Philistrosität des Kritikers Janin, sein Zorn über die Travestie des Griechentums, die nicht erst Crémieux und Halévy ersonnen haben, verschafft das Ärgernis und mit ihm die Reklame. So wird der Orpheus in seiner strömenden Verschwendung Sieg über anderthalb Jahrzehnte hin, der große Sieg. Mit dem Schnarchchor der Unsterblichen und der Parodie der Marseillaise, wenn sie erwachen und in roten Mützen gegen Jupiter sich empören. Mit dem jauchzenden Evohé der Bacchus-Hymne. Und mitten in der Burleske zittert Harmonie von unendlicher Reinheit, innig wie Gluck, den die Visitenkarte des Thebaners neckisch zitiert hat, süß schwelgend wie Mozart: das Lied der Eurydice an den Tod.

*

Der fünfundvierzigjährige Jacques Offenbach hat in den sechs Jahren seit dem „Orpheus“ dreiundzwanzig Werke geschrieben. Das Schmerzenskind „Genoveva von Brabant“ ist darunter, die herrliche Lyrik der „Chanson de Fortunio“, „Lieschen und Fritzchen“, der Einakter für Bad Ems und die Bouffes, in dem Désiré der elsässische Domestik ist und Lieschen, die elsässische Besenverkäuferin, Zulma Bouffar, stupsnasig wie Polichinelle, eine Türkin vom Pariser Trottoir. Jetzt schreiben Meilhac und Halévy für Offenbach die zweite pseudogriechische Oper, die „Schöne Helena“. Nicht mehr die Bouffes sind der Schauplatz, sondern das Théâtre des Variétés. Und nicht mehr die Tautin ist auf dieser Fahrt nach Cythere die Diva (sie stirbt in Bologna vergessen, noch jung). Es ist eine Frau, die an Offenbachs Bühne Gigolette und Pierrette war und sich eben vom Palais Royal mit Krach getrennt hat, Hortense Schneider. Sie hat das nobelste Profil, imposanten Wuchs und den Blick einer Kokotte. Offenbach und Halévy läuten bei ihr und zwingen ihr die fabelhafte Partie der Helena auf. Die Proben sind stürmisch. Offenbach hämmert mit seinem Spazierstock gegen den Rücken eines Fauteuils, zerbricht den Stock, zerkaut die Schnur seines Lorgnons, zankt sich mit seiner Interpretin. Aber als der Vorhang zum erstenmal sich auftut, fiebert das Publikum. Weiß vor den weißen Choristinnen steht sie da, warm und hell singt sie das Gebet an Adonis und Venus: „Sende glühende Liebe in unsere Herzen.“ Sie scheint keusch und hat in ihrer Stimme ein Atom von Verruchtheit; und eine Sensation ist der jähe Schwung ihrer Hüften, durch den sie die Zuschauer enkanailliert. Orest, der Lebejüngling, ist mit gewagten Gesten die Silly, die Rivalin der Schneider, die sie respektlos nachahmt wie alle Kollegen und Kolleginnen. Prinz Paris, Schäfer und der Venus Großaugur, ist mit seinem langen Armen der schöne José Dupuis, Kopp Menelas, der